

Impressionen aus Israel

I. Haifa – Stadt des Prophetentums

Báb, Elias und die Drusen

Ich sitze in einem arabischen Café in Haifa. Der Blick geht auf ein Straßenschild mit dem Namen Herzl (Abb.1). Die angrenzende Straße trägt den Namen eines Messias des 17. Jahrhunderts, der viele Menschen hingerissen hat: Sabbatai Zewi (1626–1676). Während Theodor Herzl (1860–1904) der Wegbereiter des politischen Zionismus Israels war, erinnert Zewi an die zahlreichen Propheten, die mit dem Schicksal Haifas verbunden sind. In Israel fand Zewi hauptsächlich in Gaza und zeitweilig in Safed Anklang. Das Jerusalemer Rabbinat belegte ihn mit dem Bann.

Der letzte Prophet, dessen Wirken in Haifa selber eine Rolle spielte, ist Báb, der Gründer der relativ jungen Bahai-Religion. Ihr zweitwichtigstes Heiligtum – das erste steht im nahe gelegenen Akkon – prägt das Stadtbild Haifas. Die Bahai-Religion, die weltweit etwa fünf Millionen Anhänger zählt, ist nach Arnold Toynbee eine eigenständige monotheistische Religion, weder Islam noch Christentum, die sämtliche Propheten anerkennt.

Báb – das Wort bedeutet auf Persisch Tür – ist eine von Geheimnissen umhüllte Gestalt. Der ursprünglich schiitische Mohammedaner betrachtete sich als Reformator des Islam und erklärte sich zum Mahdi oder letzten Imam, der von Ali, dem Schwiegersohn des Propheten abstammte und den die Schiiten als Inkarnation der Gottheit betrachten. Außerdem kann dieser Imam nach persischer Auffassung nicht sterben, sondern bleibt bis zum Jüngsten Tag im Verborgenen.

Außer Frauen oder Menschen der ärmsten Klasse zeigte sich Bab niemandem von Angesicht. Selbst seine Anhänger durften ihn nur von hinten sehen. In einer Streitsache zwischen einigen seiner Schüler musste er als Zeuge aussagen. Der Richter fragte: «Werden Sie dem Gericht sagen, wer und was Sie sind?» – «Ich werde damit beginnen», antwortete er, «Ihnen zu sagen, wer ich nicht bin. Ich bin nicht der Kameltreiber» – was eine



1

Anspielung auf den Propheten Mohammed war – «noch bin ich der Sohn eines Zimmermanns» – womit Christus gemeint war. «Dies ist alles, was ich Ihnen heute sagen kann. Wenn Sie mich jetzt gehen lassen, werde ich Ihnen morgen sagen, wer ich bin.» Man ließ ihn ziehen. Doch das Morgen ist nie gekommen.

Báb erregte selbst bei Schiiten Anstoß. Er weigerte sich, seiner Lehre abzuschwören oder die Flucht zu ergreifen und erlitt 1850 im Alter von siebenunddreißig Jahren in Persien den Märtyrertod.

Genau vor hundert Jahren wurden am 21. März 1909 seine Überreste in Haifa bestattet. 1953 wurde das Heiligtum vollendet; es steht inmitten einer durch seine Form und seine vielfarbige Blumenpracht bestechenden Parkanlage, die sich über tausend Treppen den Hang hinaufzieht, an den die Stadt gebaut ist (Abb. 2). Der dabei verwendete hell beige Stein wird bei geringer Nässe eine wahre Gefahr für Pilger und Besucher, so dass die Öffnung von Park und Heiligtum davon abhängig ist, ob es regnet oder nicht. Auch das passt zu dieser Stadt, die nach unten in die schön geschwungene Mittelmeerbucht ausläuft: Das wechselnde Witterungs- und Wolkenbild ist mit dem von Venedig vergleichbar.

Wenn man den Schrein betreten will, muss man die Schuhe ausziehen, wie in Moscheen, was die Nähe der Bahai-Religion zum Islam bezeugt. Wie der fromme



2



3

Mohammedaner nach Mekka pilgert, so der fromme Bahai-Anhänger nach Haifa oder Akkon.

Die Prinzipien dieser so genannten Religion, die sich als die jüngste aller Weltreligionen versteht, bestehen in schönen Idealen, gegen die nichts einzuwenden ist, außer, dass sie zum Wunschinventar jedes anständigen Menschen gehören, jedoch nur selten verwirklicht werden: Vorurteile ablegen, Anerkennung der Einheit der Weltreligionen, Eliminierung der Extreme von Armut und Reichtum, das Bestreben, Religion und Wissenschaft in Einklang miteinander zu bringen. Aber auch Forderungen problematischer Natur werden erhoben: Schulpflicht auf der ganzen Welt – nach welchem Erziehungssystem soll unterrichtet werden? Oder die Errichtung eines weltweiten Staatenbundes – was auch durch das US-System angestrebt wird. Es wäre gut, mehr über den finanziellen Hintergrund der offenbar über große Ressourcen verfügenden Organisation zu wissen. Zur jüdischen Gemeinde von Haifa bestehen keinerlei Beziehungen.

*

Der älteste und bedeutendste der mit Haifa verknüpften Propheten ist zweifellos *Elias*.

Im ersten Buch der Könige wird berichtet, wie Elias zum Kampf gegen die Baalspriester aufruft und zum Berg Karmel, an dessen Fuße Haifa liegt, aufbricht. Eine Höhle, in welcher der Prophet gewohnt haben soll, ist heute ein Heiligtum für Juden. An der inneren Wand der Haupthöhle sind Gläubige zu sehen, die in der typischen wippenden Gebetsbewegung dem Heiligen ihre Fürbitten darbringen und dabei ihre auf kleine Papierstücke geschriebenen Bitten in die Felsenritzen stecken, ähnlich wie an der Klagemauer in Jerusalem. Es ist dies eines der wichtigsten jüdischen Heiligtümer Israels, wie mir ein aus den USA hierher zurückgekehrter David Israel erklärt.

Auffällig ist, dass unter den Pilgern zur Eliasstätte auch Drusen sind, die im nahe gelegenen Dalyat el Carmel ihre größte Ansiedelung auf israelischem Boden haben. Bei den Drusen handelt es sich um eine um die Wende des zweiten Jahrtausends entstandene Religionsgemeinschaft, die auf den Kalifen Hakim (985–1021), das Oberhaupt der ägyptischen Fatimiden, zurückgeht, und deren Namen sich von einem Lehrer namens Duruzi herleitet. Drusen anerkennen manche Inhalte des Christentums und sind außerdem von Reinkarnation überzeugt. Allerdings soll sich diese, wie wenigstens ein Ladenbesitzer in Dalyat angab, nur innerhalb des Drusentums vollziehen. Ansonsten sind sie außerordentlich friedliebend, leisten ohne Schwierigkeiten israelischen Militärdienst und behandeln jeden, der sich an sie wendet, mit außerordentlicher Freundlichkeit. Dies kann bei Wegauskünften wie bei der Bedienung im Restaurant gleichermaßen erlebt werden.

Vielleicht erklärt sich die Gegenwart von Drusen in der Elias-Höhle auch daraus, dass dieser sein Brandopfer, durch das die nachher abgeschlachteten Baalspriester nach göttlichem Willen besiegt wurden, in der Nähe von Dalyat vollzog, wo noch heute eine Gedenkstätte des Propheten steht. Das griechische Wort für dieses Brandopfer lautet im Übrigen «Holocaust».

Deutsche Neutempler und Laurence Oliphant

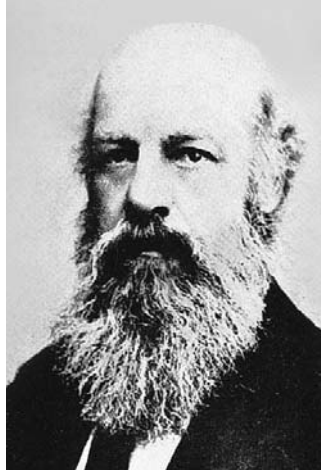
Haifa ist voller lebendiger Widersprüche: Ein Taxifahrer hört abwechselnd arabische Musik und französische



4



6



7

Chansons, im Karmeliterkloster auf dem Berg Karmel, der dem Orden seinen Namen gab, können das Land besuchende Priester mit Mitgliedern ihrer heimischen Gemeinde eine Messe lesen. Ich landete auf meinem Rundgang irrtümlicherweise in der Sakristei, wo ein amerikanischer Priester sich gerade das Messgewand anzog und einem Ministranten letzte Instruktionen gab.

Von hier oben aus geht der Blick auf die Weite der Bucht, die voller Kreuzfahrts- und Frachtschiffe ist (Abb. 3). Vereinzelt sind den unberechenbaren Winden trotzend kleine Segelschiffe in Gruppen zu sehen. Haifa ist die wichtigste Hafenstadt von Israel.

In der Verlängerung der Bahai-Parkanlage Richtung Hafen verläuft Haifas Hauptstraße, die den Namen Ben Gurions trägt (Abb. 4). Ben Gurion rief bekanntlich

Der Berg Karmel bei Haifa

Der Berg Karmel bei Haifa wird nach alter jüdischer Quelle der «Berg der tausend Höhlen» genannt. Er wurde seit undenklichen Zeiten von Einsiedlern und religiösen Suchern bewohnt. Unabhängig von den biblischen Zeugnissen gibt es auch historische Spuren für seinen heiligen Charakter. Der ältesten persischen Überlieferung zufolge brannte am äußersten Westpunkt des Berges ein heiliges Feuer. Sueton spricht von den Orakeln der Gottheit von Carmel und Alexander der Große wiederholt seinen Ausspruch. Die syrische Stadt Ekbatana, auf die Plinius hinweist, lag auf diesem Berg. Pythagoras zog sich wegen des Rufes höchster Heiligkeit des Berges für eine Zeit hierher zurück. Strabo dagegen bezeichnet die Höhlen mit als Verstecke von Seeräubern. Zweifellos wurden sie sowohl als Zufluchtsstätten schlechter wie auch frommer Charaktere benützt. Einige Höhlen wurden als Gräber benutzt, andere als Wachhäuschen von Kreuzfahrern. Heute dienen sie als Unterschlupf für Herden, manchmal auch als Lagerräume von Korn.

Aus Laurence Oliphant, *Haifa or life in the Holy Land, 1882–1885*, Edinburgh 1887, S. 34.

1948 in Tel Aviv den Staat Israel aus. Ein großes Schild machte auf die hier einstmals angesiedelte «German Colony» aufmerksam. Es handelt sich um eine christliche Neutemplerbewegung, die im 19. Jahrhundert in Baden-Württemberg entstand. Die Pfarrer Christoph Hoffmann und Georg Hardegg gründeten hier eine fromme deutsche Kolonie. Auch ein «Templerfriedhof» findet sich infolgedessen. Die Häuser sind in deutschem Stil erbaut und tragen über dem Eingang deutsche Inschriften. Auf der Frontseite des Hauses Nr. 16 an der Ben Gurion Straße stehen zwei Wörter, an denen die meisten Einheimischen und fast alle Touristen achtlos vorbeigehen werden, nicht aber ein aufmerksamer Leser dieser Zeitschrift: die Wörter «Haus Oliphant» (Abb. 5).

Als der den Lesern des *Europäer* bereits bekannte Laurence Oliphant (1829–1888, Abb. 7) in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts in Palästina für eine erste Kolonisierung durch Juden, vor allem aus Osteuropa sorgte, tat er dies von Haifa aus, wo er zeitweilig in Gesellschaft der



5

deutschen Tempeler lebte. Seine Gattin Alice Oliphant, die nach einer Reise um den See Genezareth im Alter von nur vierzig Jahren 1886 starb, erhielt auf dem

Templerfriedhof eine schöne Grabstätte, die noch heute zu sehen ist. Es ist bei weitem die schönste und originellste der gesamten Anlage (Abb. 6 und 8).

Welten liegen zwischen dem Besiedlungsprogramm des Nichtjuden Oliphant und dem, was aus dem politischen Zionismus Herzls geworden ist. Oliphant strebte eine friedliche Koexistenz der angesiedelten Juden mit den ansässigen Mohammedanern und Drusen an; mit



8

einigem Erfolg. Er selbst lernte Hebräisch, seine Gattin Alice Arabisch. Ein mehrjähriger Mitarbeiter am Palästina-Projekt war der jüdische Dichter Naphtali Herz Imber (1856–1909), eine schillernde Gestalt, die ebenso sehr der Poesie wie dem Wein ergeben war. Imber arbeitete mehrere Jahre als Sekretär von



9

Oliphant (Abb. 9). Er ist der Verfasser der noch heute gesungenen israelischen Nationalhymne *Hatikwa*. Er soll sie bei seinem Aufenthalt im Hause Oliphant gedichtet haben. Als er vor hundert Jahren (im Oktober 1909) in New York verstorben war, folgten Tausende dem Trauerzug. Alice Oliphant nannte ihn liebevoll «Herzl», denn so war Imber von seiner Mutter genannt worden. Ein vielsprechendes Symptom. Den wirklichen Herzl hatten beide Oliphants nicht mehr erlebt. Und es kann kein Zweifel darüber bestehen: sie hätten seine viel zu exklusive, auf die ansässigen Araber keine Rücksicht nehmende unheilvolle Politik abgelehnt (Abb. 10).

Auch mit den Drusen waren die Oliphants durch tiefe Freundschaftsbande verbunden, und so ist es nicht verwunderlich, dass sich Laurence und Alice Oliphant nach einigen Jahren im höher gelegenen Dalyat el Carmel ein Haus errichteten, unweit der Stätte, wo Elias die Baalspriester besiegte und vernichtete (Abb. 11).

Hier war man nicht nur für geistige Arbeit ungestört, hier ließen sich auch die heißen Sommer besser überstehen. Das neue Haus wurde im Tudorstil errichtet. Gemeinsam schrieben Laurence und Alice Oliphant hier das Werk *Sympneumata*, das eine spirituelle Essenz ihrer Anschauungen enthielt. Es ist ein ungewöhnliches Buch, mit großen Ausblicken auf eine kommende Zeit erneuerter Spiritualität und wahren Christentums.

Im Garten hatte Laurence nach dem Tod seiner Gattin eine kleine Gedenkstätte in Form des



11

Torsos einer antiken Säule errichten lassen, mit einer Steintafel, auf der die Worte aus dem Hohelied des Salomo stehen: «Ich schlafe, aber mein Herz wacht.»

Nach dem Tod von Alice benutzte Laurence ihr Zimmer als Arbeitszimmer. Der Blick geht von hier aus über Bäume und Felder auf das Meer. Hier entstand das letzte seiner Werke: *Scientific Religion*, das im vollen Sinn des Wortes von Alice Oliphant inspiriert worden ist, wie bereits an anderer Stelle dargestellt wurde.

Das Haus ist heute von der örtlichen Drusenbehörde genutzt und befindet sich in Renovation.

Das Arbeitszimmer von Laurence Oliphant ist leer. Die letzten Überbleibsel wurden von einem Mitglied des heutigen Oliphant-Clans, der aus einem anderen Familienzweig stammt, sich aber ebenfalls Laurence nennt, den gutgläubigen Drusen abgenommen.



10

Nur zwei große Photographien von Alice und Laurence Oliphant sind übrig geblieben. Oliphants spirituellstes und zugleich praktischstes Wirken vollzog sich in Haifa und Dalyat. Das ist nicht zufällig. Die Äthergeographie dieser Gegend begünstigt seit alters her ein Wirken aus dem Geiste. So dass selbst Propheten und Messiasse, die nicht in Haifa

selber wirkten, hier auf Anklang stoßen und auf Strassenschildern verewigt werden konnten. Haifa am Fuße des Bergs Karmel ist und bleibt die Stadt der kleineren und größeren Propheten aus nah und fern.

Zwischen beiden Gruppen zu unterscheiden, scheint den Zeitgenossen schwer zu fallen.

Spätere Geschlechter werden, wenn sie an den Berg Karmel denken, kaum mehr Namen wie die von Zabatai Zewi, Theodor Herzl oder Báb nennen, sondern: Elias, Pythagoras und Laurence Oliphant.

II. Jerusalem – ein unlösbarer Widerspruch

Wie ein volles Gegenstück zu Haifa wirkt Jerusalem. In Haifa physische und geistige Weite; wenn diese auch Gefahren birgt, auf Wege und auf Abwege zugleich verlocken kann.

In Jerusalem Schmerz und wehmütiges Hängen an Zerstörtem und Verlorenem. Und ein schamlos vermarkteter Exhibitionismus des Heiligsten im Leben und

Leiden Christi. Jeder Meter in der Via Dolorosa schreit in alle Welt hinaus, was nach Goethe nur im innern Heiligtum der Seele nachvollzogen werden sollte: die Geschehnisse zwischen Gründonnerstag und Auferstehung.

All dies eingebettet in den jüdisch-arabischen Markt, der an sich sympathisch und erfrischend wirkt, denn hier sind handfeste Interessen und keine erlogenen Gefühle im Spiel.

Am Schlimmsten scheint es in der Karwoche zuzugehen, wo kein vernünftiger Christ die Stadt betreten wird.

All dies auch eingebettet in wüsteste Politik. Der Tempelberg, Gedenk- und bis heute Zündstätte des extremen Zionismus. Der Weg von Haifa über Tel Aviv nach Jerusalem zeigt verschiedene Stufen des «Herzismus»: In Haifa muss sich Herzl mit einer Straße begnügen, vor Tel Aviv wurde eine Stadt nach ihm benannt und nicht weit davon entfernt steht er überlebensgroß am Rand der Autobahn. Auf dem Tempelberg Jerusalems, wo der bis heute im Koma liegende ehemalige israelische Ministerpräsident Ariel Sharon vor neun Jahren mit einem provozierenden Besuch demonstrierte, dass der moslemisch verwaltete Tempelberg auch den Juden gehöre, schlägt Geschichte aber um in Gegenwart, in blutige Gegenwart. Hier wird Herzls unfruchtbarer Impuls des gelobten «Judenstaats» zum Greifen spürbar. Er ruft durch Exklusivität den Hass hervor.

Unfriede herrscht aber nicht nur – vielleicht sogar weniger – zwischen den Anhängern des Islams und des Judentums, sondern auch unter den Angehörigen verschiedener Richtungen des Christentums. Die Grabeskirche – einst angeblich Ort der Kreuzigung – musste unter die Obhut einer islamischen Familie gestellt werden, welche die Schlüsselgewalt besitzt. Denn die Priester der armenischen, orthodoxen und katholischen Kirche, die alle das Gebäude nutzen dürfen, lagen und liegen sich oft in den Haaren. Sogar Handgreiflichkeiten blieben nicht aus.

Das Wahrzeichen Jerusalems ist die herrliche Al-Aqsa-Moschee mit der weithin leuchtenden goldenen Kuppel – keine christliche Kirche. Hier scheinen die guten Seiten des Islams über die eines veräußerlichten Christentums obsiegt zu haben.

Als Ita Wegman, deren sechshundsechzigster Todestag am 4. März wiederkehrte, im Jahre 1932 Palästina besuchte, erfüllte sie sich einen Wunsch, den Rudolf Steiner sieben Jahre vorher, noch in der letzten Zeit der Krankheit, ihr gegenüber ausgesprochen hatte. Der kleine Kreis von Freunden, zu denen auch der Heilpädagoge Werner Pache gehörte, besann sich in Jerusalem

auf den wahren Volksgeist Deutschlands. Es war gewissermaßen eine geistige Ausgleichstat gegenüber dem Masken-Deutschtum, dessen Nahen Wegman mit großer Klarheit miterlebte.

Das Masken-Deutschtum hat zunächst obsiegt, und heute sehen wir viel Masken-*Judentum* am Werk. Zu den erkenntnis-therapeutischen Kulturgesundungs-Maßnahmen der Zukunft gehört das Verständnis für die Realität der verschiedenen Volksgeister und ihrer Aufgaben, wie sie in der Geisteswissenschaft geschildert werden. Nur so werden die wahren Volksgeister von Wesen, die nur deren Masken tragen, unterschieden werden können.

Bethlehem

Unterwegs nach Bethlehem, ohne meinen jüdischen Reisebegleiter aus Tel Aviv, das übrigens ebenfalls vor hundert Jahren gegründet wurde. Der Führer ist Palästinenser. Kein Jude darf Bethlehem betreten, denn es liegt im autonomen palästinensischen Gebiet. Aber nicht die Palästinenser verwehren ihnen den Zutritt, sondern die jüdischen Behörden. Wer als Bürger Israels trotzdem einreist, bekommt Schwierigkeiten, nicht mit den Palästinensern, sondern mit der eigenen Behörde! Die Geburtskirche wird wie die Grabeskirche in Jerusalem in zeitlich genau geregelter Folge von armenischen, orthodoxen und katholischen Priestern benutzt. Hier sorgt nicht eine islamische Familie mit Schlüsselgewalt für den immer wieder bedrohten Frieden unter den christlichen Konfessionen, sondern die Gewehre der palästinensischen Sicherheitsoffiziere. Welch ein Bild! Während der orthodoxe Priester die Messe zelebriert, patrouillieren die Offiziere durch die Kirche.

Mein nächster Führer, ein eifriger palästinensischer Christ, der leidlich Deutsch spricht, will mir unbedingt die Stelle zeigen, wo das Jesuskind – ja, welches? – geboren worden sei. Er will mich an dieser Stelle, die sowohl von Hirten wie von Königen umgeben ist, fotografieren, in der Gewissheit, mir damit einen großen Gefallen zu tun. Nur mit Mühe kann ich ihn davon abhalten, indem ich ihn auf die ungleichen Kindheitsgeschichten im Lukas- und Matthäusevangelium hinweise, die er zwar kennt und anerkennt, aber nicht der weiteren Erklärung für nötig erachtet. Und als er mir das Jesuskind in der Krippe zeigt und mich aufklärt, dass jedes Jahr die heilige Messe von hier in die ganze Welt übertragen wird, möchte ich am liebsten fliehen, mache mir aber klar, dass ich zwar nichts über die Ursprünge des christlichen Impulses hier erfahre, vieles aber über die jetzigen sozialen Zustände am Ursprungsort des Christentums. Auch der Hinweis auf den heiligen Hieronymus, dessen Statue daran erinnern soll, dass er die erste Vul-

gata-Übersetzung der Evangelien hier an diesem Orte machte, kann meine neue Einsicht in den wahren Grund und Vorteil meiner Exkursion nach Bethlehem nicht mehr erschüttern. Der islamische Palästinenser, der mich hergeführt hatte, nimmt mich wieder für die Rückkehr nach Jerusalem in Empfang. Nicht ohne mir im Souvenirladen eines Freundes einen Tee anzubieten. Dieser schmeckt zwar vorzüglich, entpuppt sich aber natürlich nur als reiner Vorwand, ein paar «christliche» Souvenirs einzukaufen. Auch um seinem Volk zu «helfen». Während ich den Tee dennoch zu genießen suche, beklagt sich der Verkäufer, dass auch die Amerikaner, die sonst fleißig kauften, mit ihren Dollars plötzlich knauserig geworden seien.

Bei der Weiterfahrt ein völlig unerwartetes Bild: mitten durch das Viertel eine große graue Mauer, mit Wachtürmen, die Erinnerungen wecken an die finstere Epoche Mitteleuropas, aber auch an die Zeit des zweigeteilten Deutschland. Ein Teil von Israel, inklusive der Geburtsort der zwei Jesusknaben, hat seine Berliner Mauer, an der unter Umständen scharf geschossen wird (Abb. 12).

Beim Grenzübergang nach Jerusalem zeigt mein Führer aus dem Wagen mit der Hand auf eine palästinensische Frau, die in schnellen Schritten in unserer Richtung läuft. Sie hatte versucht, nach Israel einzudringen und war aufgegriffen und zurückgeschickt worden. Kein



12

seltener Vorgang, versichert er. Offizielle Bewilligungen für Grenzübertritte sind für Palästinenser nicht leicht zu erlangen und außerdem mit Kosten verbunden.

Die Mauer und die zurückgewiesene Frau – Miniaturbilder der katastrophalen Zustände und der ohnmächtigen Lösungsversuche im kriegsbeherrschten Zusammenleben von Juden und Arabern.

Das menschheitliche Bild der Klagemauer

Der stärkste Eindruck von Jerusalem ist und bleibt die Klagemauer und das, was sich vor ihr abspielt. Kein Zugang für den Fremden, ohne auf Waffen oder Ähnliches geprüft zu werden, wie am Flughafen. Nach dem Durchgang durch den streng bewachten Sicherheitskorridor der Blick auf die Mauer, die größer scheint, als sie ist. Wohl vor allem, wenn der Platz davor nicht überfüllt ist. Aus einiger Distanz sieht man die goldene Kuppel der Al-Aqsa-Moschee über den oberen Mauerrand herunterleuchten. Das muss die Klage der schwarz gekleideten Beter um den verlorenen Tempel nur umso intensiver machen. Kein frommer Jude darf das Areal der Moschee betreten, das auf oder über dem alten Tempel liegt. Er könnte seinen Fuß auf eine besonders heilige Stelle im zerstörten Tempel setzen und diese so entweihen.

Die Klagemauer ist nach alter Überlieferung das einzige erhaltene Stück des mehrfach zerstörten Tempels Salomos. Sie soll in magischer Form den Geist des alten Judentums *enthalten* und *erhalten*. Deshalb lässt kein frommer Jude je von dieser Mauer ab. Und daher auch die immer wieder, auch heute betriebenen Bemühungen, diesen Tempel wiederaufzubauen. Das wäre ohne Sprengung der Moschee nicht möglich (Abb. 13).

Die wippenden Bewegungen der Gläubigen, die ihre Fürbitten auf kleine Zettel schreiben und in die Mauerritzen stecken, können beim Betrachter nach einer Weile einen merkwürdigen und zwiespältigen Eindruck hervorrufen: Alle Bewegungen wirken wie eine ohnmächtige Huldigung an die große Starre, welche ihnen diese Mauer entgegengesetzt.

Die Gläubigen und die Mauer werden zum Bild. Es kann uns etwas von der Tragik des heutigen Judentums enthüllen. Es ist die Tragik des Zurückschauens in das Verlorene und einer Hoffnung, die zu schwach ist, um die Hindernisse der Gegenwart zu übersteigen und einer menschenwürdigen Zukunft entgegen zu schreiten.

Das Bild kann sich erweitern. Es kann zum Bild der Lage der gesamten Menschheit werden.

Die ganze Menschheit ist an eine Wand gekommen. Diese Wand ist die *Schwelle der geistigen Welt*. Der wahre Zeitgeist, der einst auch der Volksgeist Israels gewesen

ist, erwartet, dass der Mensch sie heute mit Bewusstsein überschreitet. Denn unbewusst hat er sie schon überschritten. Und soll das Bewusstsein mit den Taten des Unbewussten nicht in immer größere Disharmonie geraten, so darf es nicht an der Schwelle verharren und in unfruchtbares Lamentieren und in Angst verfallen.

Diese Schwelle kann weder durch wehmütigen Rückblick noch ohnmächtiges Hoffen, sondern nur durch Geistesmut überschritten werden. Und erst jenseits dieser Schwelle kann sich dem geistig erwachenden Auge nach und nach, zumindest in schwachen Umrissen, etwas von dem zu zeigen beginnen, was der Apokalyptiker und erste Christus-Eingeweihte, nicht ohne tieferen Grund *das Neue Jerusalem* genannt hat. Es ist das wahre Jerusalem der Zukunft. Es ist geistiger Natur, wie der *Gralstempel* geistiger Natur ist. Die Menschen vor der Mauer müssen lernen, Maurer am Bau des neuen Geistesstempels werden.

Als Christus beim Einzug in Jerusalem die Stadt erblickte, brach er in tiefem Leid über ihre Geistverstocktheit und ihr künftiges Schicksal in die Worte aus: «Und als er nahe herankam und die Stadt erblickte, weinte er über sie und sprach: «Wenn du doch erkennst, was dieser Tag für dich bedeutet und was dir zum Frieden dienen könnte! Aber alles ist vor deinen Augen verhüllt. Es werden Tage über dich kommen, da werden deine Feinde Gräben und Wälle um dich ziehen und dich umzingeln

und von allen Seiten bedrängen. Und sie werden dich stürzen samt allen deinen Kindern. Keinen Stein werden sie auf dem anderen lassen in dir, weil du die Zeit nicht erkannt hast, da der Blick des Schicksals auf dir ruhte.» (Lukas 19,11)

So spricht die kosmische Trauer über die Geistesfurcht, den Geisteshass und die Geistverleugnung, der die Menschheit, deren Stellvertretung in diesem Weltenaugenblick Jerusalem zufiel, für eine lange Zeit verfallen sollte.

Vielleicht kann nirgends auf der Welt die Notwendigkeit des Baus des Neuen Jerusalem so intensiv empfunden werden als im Angesicht der Klagemauer von Alt-Jerusalem.

III. Von Nazareth nach Kapernaum

Nazareth, die angebliche Taufstelle bei Yardenit und eine Frage

Unterwegs von Tel Aviv nach Nazareth durchfahren wir zum Teil große Siedlungen, die von Minaretten beherrscht werden und in denen heftig gebaut wird. Doch die vorwiegend in grünlichem Grau gestrichenen unfertigen Neubauten mit den hohlen Fensteröffnungen machen bereits vor ihrer Vollendung den Eindruck von zerbombten Bauten.



Auch Nazareth hat eine palästinensische Bevölkerungsmehrheit. Die monumentale Gedenkkirche ist an Scheußlichkeit kaum zu überbieten und kann nur falsche frömmelnde Gefühle nähren. Schon Emil Bock fand das christliche Nazareth «fürchterlich katholisch überbaut».

An diesem Ort soll der Erzengel Gabriel Maria – es handelt sich um die nathanische, wie sie im Lukasevangelium geschildert wird – erschienen sein. An den hohen Kirchenwänden sind Mariendarstellungen aus der ganzen Welt reproduziert worden, meist in ziemlich grober Weise. Kaum zu glauben, aber wahr: darunter findet sich auch die in einem Glasfenster von Chartres verherrlichte Jungfrau mit dem Kinde in den unvergleichlich sanften Blautönen (die so genannte «Belle Verrière» zu Beginn des rechten Chorumgangs). Man möchte gleich nach Chartres reisen, um sich vor dem Original für den Missbrauch zu entschuldigen (Abb. 14).

Am Südausgang des Sees Genezareth (auf hebräisch Kinneret), wo der Jordan wieder austritt, zeigt man



14

heute bei Yardenit die Stelle, an der Jesus getauft worden sein soll. Die Taufe wäre demnach nicht in Judäa, sondern im Süden Galiläas vollzogen worden. Das steht im Widerspruch mit der Auffassung, diese Stelle sei am unteren Jordanlauf, in der Nähe von Jerusalem zu suchen. Dies hindert nicht, dass in Yardenit täglich Taufen, manchmal in Gruppen vorgenommen werden, was nicht zuletzt bei amerikanischen Evangelikalen großen Anklang zu finden scheint. Nach Matthäus und Markus vollzog sich die Taufe in Judäa. Bei Johannes wird präzisiert: «zu Bethanien am unteren Jordan.» Nur bei Lukas erfahren wir, dass Johannes taufend «das ganze Land am Jordan durchzog», also auch in die Gegend von Yardenit gekommen sein könnte. Aber auch bei Lukas kehrte Jesus nach der Taufe nach Galiläa zurück, kann also nicht dort getauft worden sein, wie es scheint.

Und doch liegt hier ein gewisses Problem vor, wenn man die Darstellungen Rudolf Steiners berücksichtigt, die dieser im *Fünften Evangelium* gegeben hat. Der Gang zum Jordan geschieht unmittelbar nach dem tiefsten und letzten Gespräch mit der Mutter. Und nichts deutet darauf hin, dass dieses Gespräch nicht zu Hause in Nazareth stattgefunden hätte. Am Ende dieses Gespräches,

bei welchem Jesus der Mutter sein Innerstes öffnete und in gewissem Sinne übergab, begann das Jesus-Ich die drei Hüllen zu verlassen. Steiner schildert, wie diese von ihrem Ich verlassene Hüllen-Wesenheit den Weg zum Jordan antritt und wie es unterwegs zu drei Begegnungen mit Menschen kommt, denen diese Hüllen-Wesenheit gleichsam einen Spiegel von deren wahren Sein und Wirken vorhält. Lässt man Steiners Schilderungen auf sich wirken, so scheint es nicht ganz abwegig, die Frage der genauen Taufstelle neu ins Auge zu fassen. Warum soll diese von ihrem Ich verlassene Wesenheit eine so fern liegende Taufstelle wie die am unteren Jordan aufgesucht haben – etwa hundertfünfzig Kilometer von Nazareth entfernt – statt eine näher gelegene Stelle irgendwo südlich vom See Genezareth, im oberen Teil von Judäa?

Nach Lukas hat Johannes ja nicht nur am unteren Jordan getauft. Außerdem verstreichen bei ihm zwischen dem Taufakt nur drei Tage bis zum Beginn des Wirkens Jesu in Kana, nördlich von Nazareth. Bei Johannes, der nichts von den vierzig Tagen in der Wüste sagt, geht das Taufgeschehen unmittelbar in die Berufung der ersten Jünger über, die allesamt aus der Gegend um den See Genezareth stammen. Hier liegt ein Rätsel vor, das Berufenere lösen mögen.

Safed, Berg der Seligpreisungen, Tabgha – und ein Blick in die Gegenwart

Am letzten Reisetag geht die Fahrt von Haifa nach Safed, einer der vier heiligen Städte Israels, neben Jerusalem, Tiberias und Hebron. Sie ist auf einen Berg gebaut, der leider von Nebeln umhangen war, und gilt als eine besondere Pflegestätte des Talmudismus und der Kabbala. Sie wurde unter den Mamelucken ausgebaut und gilt als Hauptstadt der jüdischen Mystik. 1563 wurde hier die erste Buchdruckerei Asiens begründet. Die Stadt beherbergt nach 1492 aus Spanien vertriebene Sephardim wie auch Ashkenazim genannte Juden aus dem Osten. Hier fand auch, wie bereits erwähnt, der aus dem Osmanischen Reich stammende Zewi zeitweiligen Anklang.

Fährt man über Safed an den See Genezareth, so hat dies den Vorteil, dass man unter Umgehung der touris-

tischen Großstadt Tiberias direkten Zugang zur Anhöhe der Bergpredigt und zu Tabgha, dem Ort der wunderbaren Brotvermehrung, gewinnt. Da das Gelände, wo die Bergpredigt stattgefunden haben dürfte, zur ungewöhnlichen Zeit von 12 Uhr 40 bis zum Nachmittag geschlossen worden war, blieb zunächst nur ein Ausflug in die nähere Umgebung übrig.

Sie ist voller Orangen- und Zitronenhaine. Der Blick geht auf den See Genezareth, der milde glänzt und hier in seiner Gänze überschaubar wird. Ein unbeschreiblich süßer Duft erfüllt die Luft. Er strömt von den in Blüte stehenden Zitronenbäumen aus. Weite und Ruhe liegt über der ganzen Gegend, die von leichtem Dunst verschleiert ist. Dazu Vogelstimmen, wie sie in Europa kaum zu hören sind, lebhaft und energisch und damit die Mittagsstille noch vertiefend.

Ein paar hundert Meter weiter, in unmittelbarer Nähe zum See liegt Tabgha, wo seit dem vierten Jahrhundert eine Kirche steht, im Gedenken an das Wunder von der Brotvermehrung, das hier stattgefunden habe. Hier sind die ältesten byzantinischen Mosaiken Israels zu sehen, deren Motive so fein wie tief sinnig sind. Ein Franziskanerbruder zeigt den Stein, auf den Jesus die fünf Brote und zwei Fische gelegt habe, und der zum Altarstein dieser Kirche wurde (Abb. 15).



15

Im Museumsladen kommt es zu einem lebhaften Gespräch mit dem katholischen Besitzer, einem Araber. Ich erkundige mich nach Tell Um, von dem Laurence Oliphant in seinem Palästina-Buch spricht und erfahre, dass dies nur der alte Name von Kapernaum ist, wie schon Oliphant feststellte. Das Gespräch geht über Oliphant zur aktuellen Politik und endet bei einer gemeinsamen Erörterung der Unmöglichkeiten der offiziellen Erklärungen des wirklichen Hergangs der Attentate vom 11. September 2001. Hat die weltweit durch die Medien ver-

breitete Lüge der islamischen Täterschaft nicht auch die Politik Israels und die Gesinnung vieler seiner Bewohner unheilvoll beeinflusst? Bis hin zu den Zuständen im Gaza-Ghetto? Der Ladeninhaber war über diese Lüge in groben Zügen aufgeklärt. Nicht so eine israelische Soldatin, mit der ich auf der Ostseite des Sees Genezareth, unterhalb der nördlichen Golanhöhen, ins Gespräch kam und die als Waffeninspektorin arbeitet: Sie gestand, noch nie etwas über alternative Erklärungen zu 9/11 gehört zu haben. Sie hatte in naiver Art den offiziellen Erklärungen geglaubt. Dieses Gespräch fand unweit der Ortschaft Kersi statt, dem antiken Gerasa, wo Christus die Dämonen eines mehrfach Besessenen in eine Schweineherde leitete, die sich daraufhin den Abhang hinunter und in den See stürzte.

Heute am Tag der Abreise wird vermeldet, dass Israel einen Präventivkrieg gegen Iran vorhat, um dessen angeblich bis nach Israel reichende Atomschlagkraft zu vernichten. Die Nachricht stand in der *Jerusalem Post* vom 5. März 2009. Es übernehme damit die Rolle, die die USA gegenüber dem Irak gespielt hatten. Die gleichen Behauptungen von iranischen Massenvernichtungswaffen werden wieder herumposaunt, als wäre die monumentale diesbezügliche Irak-Lüge nie aufgedeckt worden. Falls sich Israel zu einem solchen Schlag eines Tages entschließen sollte, wären die Folgen unabsehbar. Israel würde damit eine Art Hermageddon auslösen. Das sind unheilvolle Nachrichten aus *Jerusalem*.

Gerade an solchen Stätten scheint es angemessen, mit dem durch sie wie neu belebbaren Wahrheitssinn auch einen Blick in die Zentralereignisse der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit zu richten ... «Ich Bin der Weg, die Wahrheit und das Leben», heißt das sechste Ich-Bin-Wort Christi. Im Anschluss an die *in dieser Gegend* vollzogenen Taten war in der Synagoge von Kapernaum das allererste der Sieben Ich-Bin-Worte im eigentlichen Sinne geboren worden: «Ich bin das Brot des Lebens.» So wurde der anschließende Aufenthalt in Kapernaum, in dessen Synagoge Christus lehrte und heilte und dieses erste Ich-Bin-Wort ausgesprochen hatte, zu einem Höhepunkt der ganzen Reise. Kein Mensch zwischen den Ruinen der alten Synagoge. In der Nähe die Ruinen des Hauses Petri, in dem Christus oft und gerne weilte. Welch ein Kontrast etwa zu Bethlehem und Nazareth. So wenig dort im Lärm der religiösen Sentiments vom Beginn der beiden Jesusleben zu empfinden ist, so viel und intensiv ist in Kapernaum vom machtvollen Beginn des *Christuswirkens* zu erleben. Ähnlich hat auch Laurence Oliphant erlebt. Ich möchte diesen skizzenhaften Reisebericht deshalb mit den Impressionen Oliphants abschließen, wie er sie nach seinem ersten

Besuch Kapernaums im Jahre 1884 aufgezeichnet hat (Abb. 16).

PS: Der Anlass für meine Israelreise waren Forschungen über Laurence Oliphant. Sie endete mit der folgenden kleinen Episode. Auf der Fahrt von Haifa zum Ben-Gurion-Airport, in einem übervollen Zug. Nach einer Stunde Stehen ergatterte ich einen Sitzplatz, von dem aus ich meine beiden Koffer im Auge habe, einen kleinen und einen großen. Der große enthält wertvolle Unterlagen über Oliphant, die in jahrelanger Arbeit von einer aus Argentinien stammenden jüdischen Persönlichkeit zusammengestellt worden waren und die mir für meine Arbeit überlassen wurden. Ein israelischer Soldat, der mir erst freundlich Auskunft gab, fand keinen Sitzplatz und kam schließlich neben meinen großen Koffer zu stehen.

Sein Maschinengewehr verlor in dieser Situation alles Bedrohliche: Noch niemals sind die Früchte einer meiner Forschungsreisen so gut bewacht worden!

Thomas Meyer

*Geschrieben in Haifa und Tel Aviv zwischen dem
2. und 5. März 2009.*

IV. Laurence Oliphant über Kapernaum

Wer tief empfänglich ist für den Zauber von Orten, die durch die Gottesdienste des Begründers des Christentums geheiligt sind, der findet in einem verlassenem, von Felsen übersäten Vorgebirge auf der Nordwestküste des Sees von Genezareth den vielleicht interessantesten Ort der Welt; denn unter den Haufen von behauenen schwarzen Basaltblöcken befinden sich noch heute die Ruinen einer großen Synagoge, zwischen deren Mauern, deren Fundamente noch deutlich zu erkennen sind, sich die Menschenmengen versammelten, die herbeikamen, um Christus zu hören. Während heutige Touristen in Scharen nach Jerusalem strömen, um die mythischen Orte zu besuchen, die, vagen kirchlichen Traditionen zufolge, mit bestimmten Episoden im Leben des großen Lehrers verbunden sein sollen, findet fast nie jemand den Weg zu diesem abgelegenen Ort, der etwas abseits von der viel begangenen Straße liegt, der entlang Cook seine Touristenherden führt. Und doch hat Christus wahrscheinlich den größeren Teil jener Lebensperiode, von der die vier Evangelien berichten, in Kapernaum verbracht – dem Orte, der durch äußerst sorgfältige Untersuchungen von Seiten der größten Autoritäten auf diesem Gebiete mit den Ruinen von Tal Hum identifiziert worden ist, auf denen ich soeben gestanden hatte. Hier hatte Christus die Schwiegermutter des Petrus geheilt; hier hatte er den Gelähmten gesund gemacht,



Matthäus berufen, den Knecht des Hauptmannes geheilt, die Tochter des Jairus von den Toten erweckt und aus dem Mund eines Fischers den Geldtribut erlangt. Hier erzählte er die Gleichnisse vom Sämann, vom Unkraut, vom Schatz, der auf dem Feld vergraben ist, vom Kaufmann, der sich wertvolle Perlen erwerben will und vom Netz, das ins Meer geworfen wird. Sir Charles Wilson, dessen Forschungen zur Identifikation dieses Ortes mit der Stätte führte, wo Kapernaum gelegen hatte, glaubt, dass diese Synagoge «zweifellos von dem römischen Hauptmann (Lukas 7, 1–10) gebaut wurde und daher eine der heiligsten Stätten der Welt ist.»

In diesem Gebäude sprach Christus die bekannten Worte, die im sechsten Kapitel des Johannes-Evangeliums enthalten sind. Und nicht ohne seltsame Empfindung, sagt der selbe Forscher, «fanden wir, nachdem wir einen großen Steinblock umgedreht hatten, den Krug

mit Manna auf seiner Oberfläche eingraviert und mussten an die Worte denken: «Ich Bin das Brot des Lebens (...) Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben. Dieses ist das Brot, das vom Himmel hernieder steigt. Wer davon isst, der wird nicht sterben.»»

Diese selbe Synagoge war wohl auch der Ort, wo der von einem Dämon Besessene geheilt wurde und wo viele der göttlichen Lehren über Glaube, Demut, Bruderliebe und über die Formen der Verehrung erteilt wurden, an deren Ende es heißt: «Das sprach er lehrend in der Synagoge von Kapernaum.» (Johannes 6, 59)

Vielleicht war es hier in der kleinen Bucht, wo sich nur wenige Meter vom Ufer entfernt eben ein vor Anker liegendes Boot bewegte, dass Christus die Menge vom Boot aus belehrte, um dem Gedränge zu entgehen. Gewiss war es in einer dieser kleinen Buchten, wo Jakobus, der Sohn des Zebedäus und Johannes, sein Bruder, ihre Netze flickten, als sie, von Christus gerufen, ihre Boote verließen und ihm nachfolgten; und an diesem Ufer war es gewesen, wo Andreas und Petrus ihre Netze auswarfen, als sie dazu aufgefordert wurden, Menschenfischer zu werden. Diese Gegend hat höheren Anspruch darauf, der Geburtsort der Religion genannt zu werden, die seither die Welt revolutioniert hat, als irgendein anderer Ort; und es ist in meinen Augen etwas Überraschendes, dass weder die griechische noch die römisch-katholische Kirche, in ihrer eifrigen Suche nach heiligen Stätten, die als Hebel für politische Intrigen dienen können, diesen Ort noch nicht in Beschlag genommen haben, obwohl sie die heiligste von allen zu sein scheint. Vielleicht würde das jedoch zu einem Vergleich ihrer Praxis mit der Lehre, die an dieser Stätte gegeben wurde, führen, und dies könnte etwas unbehagliche Überlegungen nach sich ziehen.

Aus Laurence Oliphant, *Haifa – or Life in the Holy Land, 1882–1885*, Edinburgh 1887.

Übersetzt aus dem Englischen von Thomas Meyer

Laurence Oliphant als nicht-jüdischer Ur-Zionist

Über Laurence Oliphant (1829–1888) wurde in dieser Zeitschrift schon oft berichtet.

Heute soll auf einen Aspekt seines Wirkens hingewiesen werden, der mit der aktuellen Zeitgeschichte im Zusammenhang steht: Oliphant leitete in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts eine erste Re-Kolonisierung des Heiligen Landes durch Juden in die Wege, die vor allem aus Osteuropa stammten, wo sie immer stärkeren Verfolgungen ausgesetzt waren.

Das bemerkenswerte: Oliphant war Nicht-Jude. Und er legte Wert auf eine friedliche Koexistenz der neuen Siedler mit den ansässigen Arabern.

Über die Bestrebungen und Erlebnisse in Palästina schrieb er Artikel für *The New York Sun*, welche später in Buchform erschienen. Eines dieser Bücher ist *Haifa or Life in the Holy Land 1882–1885*, das 1887 in England erschienen ist.

Dieses Buch wurde vor 33 Jahren wieder aufgelegt, und zwar in Jerusalem. Die Einleitung stammt von Rechavam Zevi, einem israelischen Politiker und General und Tourismusminister, der 2001 bei einem von der Volksfront zur Befreiung Palästinas durchgeführten Attentat ermordet wurde. Trotz Zevis rechtsgerichteter Einstellung zollte er in seiner Einleitung Oliphant ausgesprochene Anerkennung für sein Wirken für die Juden. Er bezeichnet ihn als «einen der großen Ansporn der Jüdischen Bewegung für eine Rückkehr nach Zion und ein Wiederbesiedelung des Landes. Zehn Jahre lang (1878–1888) brachte er in seiner selbsternannten Mission für die Juden Himmel und Erde in Bewegung (...) Mit bemerkenswertem prophetischen Blick sagte er voraus, dass Jerusalem zum mächtigen Zankapfel von Nationen und Religionen werden würde, um den viel Blut vergossen würde.»

In Oliphants Haifa-Buch finden sich auch seine Beschreibungen der Drusen, des Gründers der Bahai-Sekte wie auch die in diesem Heft in deutscher Fassung veröffentlichten Aufzeichnungen über Kapernaum (siehe S. 12).

Das antike Fischerdorf Kapernaum war ein Grenzort Galiläas, in dem möglicherweise eine römische Söldnertruppe stationiert war. Kapernaum beteiligte sich nicht an den beiden jüdischen Aufständen gegen Rom und war einer der Orte, in denen «minim», das heißt Anhänger einer Sekte, lebten.

In der Synagoge von Kapernaum, in deren Nähe die wunderbare Brotvermehrung stattfand, wurde das erste der sieben Ich-Bin-Worte ausgesprochen. Als Ort der Brotvermehrung wird heute das 2,5 km entfernte Tabgha angenommen.

Im Jahre 716 zerstörte ein Erdbeben das alte Kapernaum. Es wurde 1836 vom amerikanischen Bibelforscher Edward Robinson wiederentdeckt. 1866 fand der britische Ingenieur Charles Wilson (s.o.) die Ruinen der alten Synagoge bei Tal-Hum.